

Bruno Thomann

Der Korrepetitor

oder

Die Belagerung von Monteforese

Roman in fünf Akten



ERSTER AKT

★ Il Lamento di Andrea ★

★ Andreas' Klage ★

2. Szene

Nachricht aus Italien

Früher Nachmittag – Andreas' Wohnzimmer

☞ Andreas, allein ☞

Stickige Luft schlägt Andreas entgegen, als er in seine kleine Junggesellenwohnung im obersten Stockwerk eines unauffälligen, schmucklosen Mietshauses tritt. Er hat vergessen, das Küchenfenster offenstehen zu lassen.

Jungesellenwohnung: Welch verniedlichende Bezeichnung! Wie häufig verbindet man mit ihr die Hoffnung, es möge nicht für immer dabei bleiben. Wieder verspürt Andreas einen Stich. Sie war es in der Tat für kurze Zeit nicht, nachdem Laura bei ihm eingezogen war. Vielleicht etwas klein für zwei, aber das spielte damals keine Rolle, und der Gedanke an eine größere Wohnung, genährt vom Glauben an eine gemeinsame Zukunft, ließ sie die Enge vergessen.

Ein bedrückendes Gefühl von Einsamkeit lässt Andreas nicht los, als er sich an seinen kleinen Schreibtisch setzt und den Computer einschaltet. Den Bildschirm hat er unmittelbar vor das Fenster platziert. Er weiß natürlich, dass das nicht der

beste Standort ist, und er muss auch gelegentlich einen Vorhang ziehen, wenn die Sonne hochsteht. Aber es bleiben dennoch manche Stunden, in denen sein Blick auf einen ausladenden, schon fast majestätischen Kastanienbaum fällt, der in der Mitte des Innenhofes steht. Er liebt den Baum. Er lässt ihn die Kargheit des von weiteren Wohnhäusern gesäumten Hofes vergessen, aus dem gelegentlich Wortfetzen aus Nachbarwohnungen an sein Ohr dringen, auch mal Kindergeschrei, verbunden mit zurechtweisenden Stimmen, was ihn weniger stört als der Hauswart, der manchmal im Hof mit einer Trennscheibe irgendwelche Arbeiten verrichtet.

Auf seinem Schreibtisch liegen noch immer zwei ungeöffnete Briefe. Einer davon trägt als Absender die HH-Musikakademie, genauer: ›F. Stolberg, Direktion‹. Es wäre gut, ihn zu öffnen, um vorgewarnt zu sein, sollte Stolberg heute Nachmittag Unangenehmes verkünden.

Aber er schafft es auch heute nicht. Ihm fehlt der Mut dazu.

Noch größere Schwierigkeiten bereitet ihm der zweite Brief, den er gestern in seinem Briefkasten vorgefunden hat. Sicher ein Dutzend Mal hat er ihn in die Hand genommen, unzählige Male umgedreht, hat versucht, aus Dicke und Gewicht zu erschließen, ob es sich um eine Zusage oder eine Absage handelt.

Der Brief ist von der ›Gerhard-Hauptmann-Theater Görlitz-Zittau GmbH‹. Mit wenig Hoffnung hat sich Andreas zu einer Bewerbung auf eine ausgeschriebene Stelle als Korrepetitor durchgerungen, obwohl ihn die Vorstellung ängstigte, in diese fremde, entfernte Ecke Deutschlands an der Grenze zu Polen umziehen zu müssen.

Ausschlaggebend für seine Entscheidung, es dennoch zu versuchen, war ein Zusatz in der Ausschreibung, der ihn

elektrisiert hatte: ›Bei Eignung Nachdirigate nicht ausgeschlossen‹, stand da. Klar und unmissverständlich.

Abwesend blickt er aus dem Fenster und versucht, die Tauben ausfindig zu machen, die im Kastanienbaum gurren. Korrepetitor: Das ist in seinen Augen einer der entwürdigendsten Berufe, die der Musikbetrieb für seine armen Opfer bereithält. Auch wenn viele Korrepetitoren behaupten, ihre Tätigkeit bereite ihnen genügend Befriedigung und sie hätten nie Ambitionen gehegt, die Früchte ihrer Arbeit selbst zu ernten, kann er es ihnen nicht glauben. Die wollten doch alle anfänglich berühmte Dirigenten werden und haben schließlich als Korrepetitoren geendet, davon ist er überzeugt.

Allerdings hatte sich einmal ein befreundeter Korrepetitor vehement gegen die Unterstellung verwahrt, jemals insoheim höhere Ambitionen gehegt zu haben. Die Arbeit als Korrepetitor bereite ihm nun mal Spaß, enormen Spaß. Er, Andreas, möge dies bitte zur Kenntnis nehmen, ein anderer Job käme für ihn niemals infrage. Er vertrat seine Haltung sehr dezidiert, erinnert sich Andreas. Es gab keine Veranlassung, ihm nicht zu glauben.

Dennoch: Da studierst du mit großer Geduld den Chor ein, mühst dich mit eingebildeten Solisten und zickigen Sängern ab und übst auch noch mit dem Orchester, sofern das nicht der Konzertmeister übernimmt.

Und dann, wenn das Werk aufführungsbereit ist, rauscht der gefeierte Dirigent an, manchmal mit einer Entourage aus angehenden, die Hochnäsigkeit bereits perfekt beherrschenden Jungdirigenten, ähnlich einem Chefarzt mit seinen Assistenzärzten bei der täglichen Visite, lässt sich von dir huldvoll Orchester, Chor und Solisten übergeben, macht noch eine, maximal zwei Hauptproben mit ihnen und will dabei

selbstverständlich bestimmte Stellen völlig anders interpretiert haben, als du es zuvor eingeübt hast.

Der Gipfel deiner Demütigung ist dann erreicht, wenn von dir erwartet wird, schon beim Korrepetieren interpretatorische Eigenheiten des Dirigenten zu berücksichtigen, gewissermaßen als sein Abklatsch zu fungieren. Du bist dazu verurteilt, jenen Mann, der dir buchstäblich in der Sonne steht, in allen Einzelheiten zu studieren, nicht, um für deine eigene Zukunft als Orchesterleiter von ihm zu lernen, sondern um in seinem Schatten unerkannt zugrunde zu gehen und in ein paar Jahren in irgendeinem Friedhof verscharrt zu werden mit der Inschrift: ›Hier ruht ein treuer Diener der Musik‹.

Und dein Lohn für alles? Ein gönnerhaftes Lob anlässlich des ›Apéro riche‹ nach der rauschenden Premiere, wenn der Maestro dich in der Menge der geladenen Gäste entdeckt und zwischen zwei Häppchen huldvoll zu sich winkt.

»Darf ich vorstellen«, wird er zu dem glitzernden Tross der Frauen sagen, der ihm wie eine aufdringliche Parfümwolke überall hin folgt, »das ist der Mann im Hintergrund, der in vielen Monaten harter Arbeit alles so perfekt einstudiert hat.« Und zu dir gewandt: »Wie war noch Ihr Name?«

Andreas wiegt erneut den Brief aus Görlitz in seiner Hand. ›Bei Eignung Nachdirigate nicht ausgeschlossen‹. Er merkt, wie er sich an diesen Satz klammert. Natürlich ist ein Nachdirigat etwas Zweitklassiges. Man darf, wenn der berühmte Dirigent nach der Premiere und vielleicht noch einer weiteren Aufführung für die Inhaber der günstigeren Mittwoch-Abonnemente wieder abgereist ist, die nachfolgenden Vorstellungen dirigieren, so lange, bis sie vom Spielplan abgesetzt werden. Im Programmheft wird man wohl namentlich erwähnt, aber irgendwo hinten und mit ziemlicher Gewissheit ohne Foto.

Aber was soll's. Ein Nachdirigat ist besser als nichts. Angesichts seines Alters muss er nehmen, was angeboten wird, um noch eine minimale Chance zu besitzen, sich einen Namen als Orchesterleiter zu erarbeiten.

Erfahrung als Dirigent hätte er ja schon! Denn immerhin leitet er das HH-Orchester, wenn auch nur interimistisch, bis dessen regulärer Leiter von einem Stage an einer bekannten Bühne zurückkommen wird.

Eine Zeitlang war es Andreas' sehnlichster Wunsch, sein Vorgänger möge nicht mehr zurückkehren. Und durfte man gewissen Indiskretionen Glauben schenken, standen hierfür mindestens bis vor kurzem die Chancen gut.

Aber sein anfängliches Feuer für das HH-Orchester ist schon früh erloschen und die Arbeit als Orchesterleiter bald zur reinen Routine verkommen. Der Grund dafür ist nicht, dass es sich letztlich doch nur um ein Amateuorchester handelt, von dem aus keineswegs mit Sicherheit der Sprung zur Leitung eines professionellen Orchesters zu schaffen wäre.

Sondern weil Laura das Orchester verlassen hat.

Zwei Jahre ist es nun her.



Und dabei hatte alles so verheißungsvoll begonnen! Ein paar Wochen, bevor er das HH-Orchester interimistisch übernahm, begegnete er Laura zum ersten Mal. Stolberg hatte sie dem versammelten Lehrkörper als seine neue, persönliche Mitarbeiterin in der Administration der Musikakademie vorgestellt. Laura Capozzo heiße sie, habe italienische Wurzeln, wie man ihrem Namen unschwer entnehmen könne, sei aber

in der Schweiz geboren, das dürfe er sicher sagen, plauderte er launig, ohne Lauras Verlegenheit zu beachten. Und außerdem – dieses Geheimnis möchte er hier gerne verraten – sei Frau Capozzo eine ausgezeichnete Violinistin und werde daher als Verstärkung des Orchesters sicher willkommen sein.

Andreas verliebte sich sogleich in sie. Fünf Jahre jünger als er verkörperte sie seinen Traum von einer Frau, die ihn glücklich machen könnte. Sie verfügte über jene Mischung aus Schönheit und Intelligenz, die er suchte, der er sich aber zugleich völlig machtlos ausgeliefert fühlte und die es ihm schwer machte, sich ihr zu nähern. Mehr noch als das Risiko, abgewiesen zu werden, fürchtete er die Zeit danach, wenn die erwartete Zurückweisung Realität geworden wäre. Dass er zurückgewiesen würde, war für ihn zweifelsfrei klar, aus dem einfachen Grund, weil sie aus Besseren auswählen konnte. Zum Beispiel den De Donatis, der sie wie viele andere im HH ebenfalls ständig anstarrte.

So begegneten sie sich in der Folge zwar immer wieder – auf dem Korridor, im Erfrischungsraum, mal auf der geschwungenen Treppe. Sie grüßten sich freundlich, aber ihm fiel trotz krampfhaften Bemühens nichts ein, worüber sie hätten reden können. Es gab in seinen Augen keinerlei Gemeinsamkeit, woran er hätte knüpfen und sie damit in ein längeres Gespräch verwickeln können. Von Administration hatte er keine Ahnung. Auch dass sie im HH-Orchester spielte, bot kaum Anlass für einen näheren Kontakt, weil er zu jener Zeit noch nicht dessen Leiter war. Und dass sie nach Arbeitsende gelegentlich von einem gutaussehenden Mann abgeholt wurde, machte die Sache auch nicht einfacher.

Er hatte indes nie den Eindruck, dass ihr die kurzen, wortlosen Begegnungen missfallen könnten, dass sie nur an ihm vorbei eilen und nicht aufgehalten werden wollte. Mehr als

einmal erlebte er Augenblicke eines unerklärlichen Glücks, einer völlig unangemessenen Hoffnung, wenn er beobachten konnte, wie ein Lächeln über ihr ernstes Gesicht huschte, sobald sie seiner gewahr wurde.

Dennoch war es ihm wochenlang unmöglich sie anzusprechen. Stattdessen blieb es dabei, nach jeder Begegnung grübelnd Stunden damit zu verbringen, wie er es das nächste Mal

doch schaffen könnte, ohne ein Stirnrunzeln zu riskieren oder mit zwei drei knappen Worten abgespeist zu werden.

Allmählich war er der Verzweiflung nahe. Er spürte, dass die Zeit unerbittlich drängte. Es wurde immer schwieriger, einen plausiblen Vorwand zu finden, mit dem er sie ansprechen könnte. Denn sollte er trotz all dem, was dagegen sprach, doch ein bisschen mehr als ihre bloße Kenntnisnahme seiner Person erregt haben, musste sie sein anhaltend reserviertes Verhalten ihr gegenüber sicher als Desinteresse interpretieren.

Dann ergab sich unerwartet eine Gelegenheit.

Als er sie einmal aus dem Probensaal hatte kommen und danach etwas unschlüssig warten sehen, rang er sich mit allem Mut zu der unverfänglichen Frage durch, wie es ihr im Orchester gefalle.

»Ich bin glücklich, mitspielen zu dürfen«, antwortete sie. Zu seinem Erstaunen schien sie sich über die Frage zu freuen, und er spürte, wie sein Puls stieg. »Die Arbeit in der Administration gefällt mir zwar auch, aber zum Leben würde es nicht reichen – zu einem erfüllten Leben«, ergänzte sie, nachdem sie seinen fragenden Blick bemerkt hatte.

Sie erstmals so nahe vor sich stehen zu sehen, dieses Gesicht ihm zugewandt, ihre Augen auf ihn gerichtet und nur

auf ihn. Er weiß noch, dass es ihm damals nur um eines ging: Das Gespräch nicht gleich versanden zu lassen.

So fragte er sie weiter, was sie gegenwärtig im Orchester übten, obwohl er es natürlich wusste.

»Respighi, ›Pini di Roma‹«, antwortete sie. »Das freut mich besonders, weil es einer meiner Lieblingskomponisten ist. Und«, ergänzte sie lachend, »meine Familie soll angeblich sogar weitläufig mit ihm verwandt sein.«

Ottorino Respighi, einmal mehr ein Komponist der zweiten Garnitur, passt zum ebensolchen Niveau des HH-Orchesters, schoss ihm damals durch den Kopf. Er hatte sich aber schnellstens zurechtgewiesen: Die ›Pini di Roma‹ sind ein Meisterwerk, ausgesprochen raffiniert instrumentiert und anspruchsvoll zu spielen. Sein Vorgänger kriegte den Respighi recht gut hin, muss er heute noch anerkennen. Schade, dass die Pini bereits aufgeführt worden waren, bevor er das Orchester übernahm. Er hätte sie gerne einstudiert – mit Laura im Orchester.

Zu seiner Überraschung bedeutete ihre Antwort nicht das Ende ihres Gesprächs. Sie war es, die ihrerseits nichts unversucht ließ, das Gespräch in die Länge zu ziehen. Als er allen Mut zusammen nahm und sie zu einem Kaffee im Erfrischungsraum des HH einzuladen wagte, nahm sie sein Angebot ohne zu zögern an.

Über Musik reden zu dürfen, mal fachsimpelnd, mal anekdotisch: Er war glücklich. Zwei Stunden saß ihm die Frau gegenüber, die zunehmend in ihm die Hoffnung weckte, bald mehr als nur seinen Traum zu verkörpern.

Weitere Verabredungen folgten. In kürzester Zeit kamen sie sich näher. Er wusste nicht, wie ihm geschah. Eine *Amour fou*, hat sie einmal gelacht. Nach wenigen Wochen schon zog sie bei ihm ein, in seine kleine Junggesellenwohnung, erfüllte

ihn mit der Zuversicht, bald eine größere einrichten und eine gemeinsame Zukunft planen zu dürfen. Alle Probleme, die ihn bislang derart zu quälen vermochten: Sie schienen wie nie vorhanden gewesen zu sein. Die Welt war für ihn endlich in Ordnung, die Aussicht auf ein Leben an ihrer Seite verheißungsvoll.

Erste Trübungen, die sich aber schon bald in ihre Beziehung einzuschleichen begannen, wischte er kategorisch weg. Das ist normal, wenn man zusammenwohnt und sich noch nicht so gut kennt, beruhigte er sich. Reagierte sie zu Beginn mit einem beschwichtigenden Lächeln und einer liebevollen Umarmung, wenn er über Genies und seine Probleme mit ihnen zu sprechen ansetzte, über die Demütigungen und Zurücksetzungen, die die Musikwelt für ihn bereithält, trat nach und nach ein Stirnrunzeln an die Stelle der Umarmung. Immer öfter wendete sie sich schroff ab. Es machte den Anschein, als würde sie sein Problem nicht verstehen oder – ebenso schlimm – nicht verstehen wollen. Er beschloss daher schon bald, dieses Thema grundsätzlich zu meiden. Aber es blieb ein Schatten, eine zunächst leise, dann immer stärkere Entfremdung, denn auch ihr gemeinsames, verbindendes Thema, die Musik, litt darunter.

Laura spielte bei den ersten Geigen, als er kurz nach ihrer ersten Begegnung das HH-Orchester von seinem Vorgänger übernommen und mit den Proben begonnen hatte. Es war ein bewegender Augenblick, erstmals vor dem Orchester zu stehen und sie in der dritten Reihe sitzend zu entdecken. Er hatte in der Nacht zuvor entsprechend schlecht geschlafen.

Lauras Ton war ihm als Erstes aufgefallen. Makellos, samtweich, mit einem unaufdringlichen, natürlichen Vibrato. Ihre Bogenführung war schlicht perfekt. Sie hatte ihre Technik, wie Andreas später erfuhr, bei David verfeinert.

Sie waren übereingekommen, ihre Beziehung geheim zu halten. Niemand sollte davon wissen, außer David und Anita. Allerdings, wenn er jetzt zurückdenkt, war es ihr Wunsch – nicht seiner –, und er versetzte ihm damals einen ziemlich heftigen Schlag. Aber ihre Begründung, um jeden Preis Klatsch und Verdacht einer Protektion vermeiden zu wollen, leuchtete ihm ein. Vor diesem Hintergrund nahm er auch ihre Weigerung hin, mit ihm zusammen ein Kammermusik-Duo zu bilden. Aber dass sie nicht einmal zu Hause mit ihm gemeinsam musizieren wollte, verletzte ihn.

»Früher oder später willst du doch, dass wir öffentlich auftreten«, begründete sie ihre Weigerung, »und das möchte ich auf keinen Fall. Ich bin keine Solistin.«

»Sie ist ein unglaubliches Talent«, raunte ihm David einmal im Erfrischungsraum des HH zu, als die Sprache zufällig auf Laura und ihr Violinspiel gekommen war. »Ich verstehe nicht, warum sie ihr Licht derart unter den Scheffel stellt. Sie hat absolut das Zeug für eine Solistenlaufbahn. Sie ist ganz klar hochtalentiert. Ich muss ihr nichts zweimal erklären oder vorzeigen. Es geht mich ja nichts an, aber hat sie dir vielleicht einmal einen Grund dafür genannt, dass sie nicht mehr aus sich machen will? Ich finde es einfach nur schade.«

Andreas musste ihm beistimmen. Natürlich sprachen Laura und er ab und zu über ihr Geigenspiel, aber sie blieb jeweils nur ganz kurz bei diesem Thema. Als er einmal insistierte, kam Bemerkenswertes zum Vorschein. Sie ahnte wohl, dass er ein Recht hatte, mehr über ihren musikalischen Werdegang zu erfahren, der so viele Rätsel aufgab.

»Im Konservatorium haben sie mich gedrängt, das Konzertdiplom zu erwerben, obwohl ich das nie wollte«, erzählte sie mit völlig emotionsloser Stimme. »Im zweiten Teil der

Prüfung sollte ich als Solistin den ersten Satz des Violinkonzerts von Brahms spielen. Das Gremium bestand aus lauter älteren Männern, bei denen ich sofort das Gefühl hatte, dass sie gegen mich – und gegen Frauen überhaupt – eingestellt waren. Und gegen meinen damaligen direkten Konkurrenten hatte ich ohnehin keine Chance. Das Orchester hätte sicher vermutet, die probiert es mit ihrem Aussehen. Da bin ich gar nicht erst hingegangen.«

Andreas weiß noch, wie konsterniert er war. Sie hat es nicht einmal versucht! Sie hat schlicht als gesichert angenommen, dass sie es nicht schaffen würde.

So sehr er noch eine Weile in sie drang – sie wollte nicht weiter darüber reden. Es sei ihre Entscheidung gewesen, und er möge sie bitte akzeptieren.

Aber irgendwie war das Ganze nicht schlüssig. Natürlich kann man bei einem Vorspielen durchfallen. Aber man bekommt danach meistens nochmals eine Chance oder sogar mehrere. Er konnte es nicht verstehen.

Auch heute bleibt es für ihn ein Rätsel. Denn schon nach den ersten Proben im HH-Orchester wurde deutlich, dass sie eine sichere, zuverlässige Stütze des Orchesters bildete, auch wenn sie bloß in der dritten Reihe saß. Sie benötigte seine Anweisungen kaum, so perfekt war sie immer vorbereitet und dachte mit. Die Signale des Konzertmeisters in der ersten Reihe schien sie eher höflich mit einer Andeutung eines Nickens zu quittieren, als wirklich darauf angewiesen zu sein. Andreas hatte nichts dagegen, dass manche ihrer Sitznachbarn in der dritten Reihe sogar mehr auf sie schielten als auf ihn oder den Konzertmeister, es erfüllte ihn sogar mit etwas Stolz.

Aber ebenso rasch wurde klar, welches Potenzial in ihrem Führungstalente steckte und dass er es unbedingt nutzen sollte, nein, nutzen musste, wenn er seinen Ambitionen, aus dem

HH-Orchester mehr zu machen, zum Erfolg verhelfen wollte. Schon wenige Wochen später bot er Laura an, bei nächster sich bietenden Gelegenheit zweite Konzertmeisterin oder Vorspielerin zu werden, den Platz unmittelbar neben dem des Konzertmeisters einzunehmen.

Er hat nie begreifen können, warum sie diesen Vorschlag, der ja in der Orchesterhierarchie eine Beförderung darstellt, kategorisch abgelehnt hat. Sie wolle nicht im Rampenlicht stehen, nicht für alle prominent sichtbar sein. Und damit war für sie die Angelegenheit erledigt.

Nicht für ihn. Als Vorspielerin hätte sie zwar in der ersten Reihe gesessen. Für einen Großteil des Publikums wäre sie dennoch kaum sichtbar gewesen, denn der Konzertmeister des HH mit seiner fülligen Statur hätte sie weitgehend verdeckt. Das konnte nicht der wirkliche Grund gewesen sein.

Und so versuchte er es später ein weiteres Mal, als es um die Teilnahme an einem internationalen Wettbewerb für Liebhaberorchester ging und er für die zweiten Geigen dringend eine zuverlässige Stimmführerin benötigte.

Sie lehnte erneut ab. Sie leide unter Lampenfieber, war dieses Mal ihre Begründung.

Er war sprachlos. Laura und Lampenfieber? Das hörte er zum ersten Mal von ihr. Er hatte während der Proben nie etwas davon mitbekommen. Und ausgerechnet sie mit ihrem riesigen Talent? Er konnte es nicht glauben. Außerdem gibt es gegen Lampenfieber erprobte Mittel. Nur: Hatte er nicht vor versammeltem Orchester deutlich gesagt:

»Ich weiß, dass Lampenfieber unangenehm sein kann. Aber ich gehe davon aus, dass jeder Betroffene die Sache mit dem nötigen Ernst angeht und in den Griff bekommt, wenn er hier langfristig mitmachen möchte.«

Das war etwas harsch, muss er zugeben, und eine Beklemmung beschleicht ihn bei dieser Erinnerung. Aber es stimmt im Grundsatz eben schon.

Auch über ihr Lampenfieber wollte sie nicht reden. Sie habe es nun einmal, das müsse ihm reichen.

Die gegenseitige Entfremdung verstärkte sich dadurch zusehends. Sie hatten laufend weniger gemeinsame Gesprächsthemen. War ihre Wohnung zu Beginn von Lachen und eifrigem Diskutieren bis in alle Nacht erfüllt, machte sich mehr und mehr lastendes Schweigen breit, und augenfällig wartete sie immer häufiger auf den Zeitpunkt, zu Bett gehen, das Licht löschen und gleich einschlafen zu dürfen.

Dass sie nicht reden wollte, machte ihn zuerst wütend, dann zunehmend hilflos. Denn auch er fand keine Worte. Es war nicht nur sie, die schwieg. Er konnte es einfach nicht fassen, dass neben die Demütigungen in seinem Berufsleben nun auch solche im Beziehungsleben traten.

Als sie kurze Zeit später die Wohnung und gleichentags auch das Orchester verließ, fühlte er sich nicht nur am Boden zerstört, sondern musste voller Verzweiflung hinnehmen, dass sein schon überwunden geglaubtes Gefühl der Zweitklassigkeit sich mit voller Kraft von Neuem in ihm ausbreitete.

Sie lebe unterdessen in Italien, hat er einmal mitbekommen, als im Erfrischungsraum des HH zufällig die Sprache auf sie kam. Sie arbeite wieder in irgendeiner Musik-Administration, habe dort sogar Karriere gemacht, nicht als Violinistin, sondern sei Leiterin von irgendetwas.

Andreas mochte damals nicht länger zuhören. Er wollte das alles nicht im Detail wissen. Es war vorbei. Geblieben sind ein paar spärliche Nachrichten auf seinem Handy, in denen sie kaum Substanzielles von sich preisgab, also wollte er auch keine Informationen über sie aus anderen Quellen.

Sie haben sich seither weder gesehen, noch haben sie miteinander telefoniert. Weshalb nun plötzlich eine Mail? Er schwankt zwischen Widerwillen, sich jetzt mit Laura beschäftigen zu müssen, und einer Spur von Neugier, als er das Mailprogramm öffnet.

Es sind nur wenige ungelesene Mails. Keine davon besitzt eine Dringlichkeit, wie er erleichtert feststellt, als er sie überflogen hat. Auch von Stolberg ist nichts dabei.

Die letzte Mail ist von Laura.

Lieber Andreas

Gibt es dich noch? Ich hoffe, es geht dir gut. Ich weiß, ich habe kein Recht dazu, aber ich brauche deine Hilfe. Wir stehen vor der Wiedereröffnung unseres Theaters.

Wir sind mit allem im Rückstand. Das größte Problem ist aber G. B. Molini. Wir wollen einen Querschnitt durch seine Oper ›L'Assedio di Monteforese‹ konzertant uraufführen. Du wirst sie kaum kennen, außer vielleicht eine Arie daraus.

Gestern sagte mir unser Orchesterleiter, Molini sei seiner Ansicht nach unspielbar. Zu viele Lücken in der Partitur, ganze Szenen, die nur skizziert aber nicht ausgearbeitet seien, in den Chorpartien sollen Stimmen fehlen, und andere solche Dinge.

Ich weiß noch gut, dass du im HH schon manches gerettet hast, und du bist der Einzige, den ich kenne, der auch fehlende Stimmen ergänzen kann und viele gute Ideen hat, wie man etwas schlüssig auf die Bühne bringt.

Andy, es fällt mir schwer, dich darum zu bitten, aber komm so rasch wie möglich herunter und schau dir das Ganze mal an. Die Premiere soll in drei Monaten sein. Ich

sollte wissen, ob wir den Molini und die Wiedereröffnung im schlimmsten Fall absagen müssen.

Danke und viele Grüße.

Laura

P.S.: Wir übernehmen selbstverständlich alle Kosten.

Laura Capozzo

Aggiunta della direzione

Fondazione Teatro Rossi CMF

Provincia di Pesaro-Urbino, Italia

Verwirrt steht Andreas auf und schleppt sich in die Küche, um nach etwas Essbarem zu suchen. Eigentlich sollte er jetzt nichts zu sich nehmen, da es in Kürze bei Stolberg ein Buffet geben wird, und abends steht wie jeden Freitag ein Essen bei seinen Eltern an.

Aber heute ist eine Ausnahme. Jetzt braucht er unbedingt etwas Süßes. Denn während die meisten Menschen jegliches Hungergefühl verlieren, wenn sie aufgeregt sind, muss er sofort etwas zu sich nehmen, um sich zu beruhigen.

Während er hastig Reihe um Reihe einer Tafel Schokolade aus seinem Notvorrat für schlechte Zeiten abbricht und in den Mund steckt, versucht er sich zu fassen.

Nach zwei Jahren Funkstille will sie plötzlich etwas von ihm? Und ganz locker schreibt sie: ›Gibt es dich noch?‹, wie wenn sie lediglich gute alte Bekannte wären, die sich kurz aus den Augen verloren haben.

›Gibt es dich noch?‹. Andreas spürt Empörung aufsteigen. Sie hat kein Recht auf eine solche saloppe Formulierung. Sie war es, die ihn verlassen hat, nicht er sie. Nun gut, vielleicht hat sie sich nicht so viel dabei überlegt, denkt er, als er die Mail noch einmal überfliegt.

Aber was genau will sie von ihm? Sie hätten ein Problem im Teatro Rossini in Pesaro? Und das soll nur er lösen können? Da steckt doch der Wurm drin! Sie kann ihm doch nicht weismachen, dass in einem renommierten Opernhaus wie dem Rossini niemand zu finden sein soll, der sich der Sache annimmt, nur weil der Dirigent irgendetwas für unspielbar hält. Da stehen doch Dutzende in den Startlöchern, die genau auf eine solche Chance warten! Und wenn sie einen ausgewählt haben, studiert der das Ganze ein, das ist schließlich sein verdammter Job. Und für die Vorarbeit haben sie sicher einen Korrepetitor. Warum also er, Andreas?

Läuft es einmal mehr darauf hinaus, dass er die Knochenarbeit erledigen soll, und ein anderer sahnt ab?

Andreas atmet schwer. Die Schokolade wirkt nicht.

Auch das mit dem Molini ist mehr als fragwürdig. Warum sollte zur Wiedereröffnung ihres Theaters ausgerechnet ein völlig unbekannter Komponist ausgegraben und aufgeführt werden? Weshalb inszenieren sie nicht etwas von Rossini, wenn sie schon ihr Opernhaus nach ihm benannt haben? Das wäre nicht mehr als logisch.

Und dann Molini: Wer ist das überhaupt?

Irgendwo hat er den Namen schon einmal gehört. Andreas mag jetzt nicht im Internet nachforschen, sondern begibt sich ins Klavierzimmer zu seinem Büchergestell und greift nach seinem Komponistenlexikon, das ziemlich veraltet und seit langem nicht mehr neu aufgelegt worden ist. Aber er liebt seinen abgegriffenen, in jungen Jahren hoffnungsvoll angeschafften Schinken.

Da: ›Molini, Giovanni Battista, geboren 1810 in Montefiorese PU, gestorben 1872 in Paris‹. Andreas übergeht vorerst die Einzelheiten der Biografie und wendet sich deren Ende zu: ›Heute weitgehend vergessen. Gelegentlich noch zu hören,

meistens in der letzten Adventswoche, die Arie ›Guarda le mie lagrime, nemico amato‹¹ aus seiner Oper ›L'Assedio di Monteforese ossia l'Amore supera tutte le barriere‹² (9. von insgesamt 12 Opern, komponiert ca. 1850)‹.

Welch unmöglicher Titel! Es kann doch nicht ihr Ernst sein, dass sie so was in einem derart renommierten Opernhaus einem heutigen Publikum zumuten. Allerdings schreibt Laura ja von einem Querschnitt durch die Oper. Es wird sich vermutlich nicht um eine abendfüllende Angelegenheit handeln, sondern lediglich um einen Teil davon, zum Beispiel bis zur Pause. Danach werden sie wohl etwas von Rossini bringen.

Andreas klappt das Lexikon zu und kehrt zum Schreibtisch zurück. Was soll's. Er wird sich das nicht antun. Eine unzulängliche Partitur eines vermutlich zu Recht vergessenen Komponisten aufpäppeln? Und dies auch noch unter Zeitdruck, so wie Laura schreibt? Wofür das alles? Sich als Korrepetitor und Partituren-Restaurator einen Namen schaffen? Einmal Korrepetitor, immer Korrepetitor? Den Rest seines Lebens in der zweiten Reihe?

Immerhin erinnert sie sich daran, dass er im HH einmal Teile eines unvollständig erhaltenen Oratoriums aufgemöbelt hat, wenn auch nur zu Unterrichtszwecken.

Und, muss er zugeben, das ist etwas, was er kann. Dafür besitzt er ein gewisses Talent. Das hatte Laura offensichtlich erkannt, und im HH gab es dafür auch einiges Lob. Und wenn er ehrlich sein will, bereitete es ihm sogar ein bisschen Spaß. Denn es ist nicht dasselbe, wie Klavierauszüge von Orchesterwerken oder Opern zu verfassen. Was macht man danach mit

¹ ›Siehe meine Tränen, geliebter Feind‹.

² ›Die Belagerung von Monteforese *oder* die Liebe überwindet alle Schranken‹.

den Klavierauszügen? Einem Verlag anbieten? Davon kann man niemals leben, der potenzielle Kundenkreis ist viel zu klein. Also bleibt wieder nur das Korrepetieren. Am Klavier mit dem selbst angefertigten Auszug die Sänger und Solisten auf ihre Partien vorbereiten und danach dem Dirigenten übergeben?

Aber das hatten wir schon, weist er sich zurecht. Die immer gleiche Gedankenmühle beginnt ihn zu nerven.

Ein letztes Mal überfliegt er Lauras Mail. Dann ist es klar. Er wird sich das definitiv nicht antun. Auch nicht für das renommierte Rossini. Dann lieber nach Görlitz.

Andreas setzt sich an seinen Schreibtisch. Er wird sich jetzt höflich für ihr Angebot bedanken, aber mit Bedauern absagen – aus Zeitgründen und mit einem diskreten Hinweis auf Görlitz.

Etwas lässt ihn zögern. Sein Blick fällt auf den ungeöffneten Brief aus Görlitz. Wenn das Schreiben eine Absage enthält – was wäre dann? Doch nach Pesaro? Jetzt ist der richtige Zeitpunkt gekommen, den Brief zu öffnen und sich Klarheit zu verschaffen. Aber wieder zögert er. Außerdem muss er gleich zu Stolberg fahren. Zehn Minuten mit dem Auto. Es reicht gerade noch. Die Vorstellung, diesen elenden Anlass bei Stolberg mit dem Wissen um eine Absage aus Görlitz über sich ergehen lassen zu müssen, lässt ihn erneut an die Schokolade denken. Nein, jetzt zuerst Stolberg überstehen, dann Briefe öffnen, dann Laura Bescheid geben. Nur in dieser Reihenfolge geht es. Aber Laura jetzt Stunden warten zu lassen, widerstrebt ihm. Eine kleine Mitteilung muss sein:

Ciao Laura, danke für deine Mail. Ich gebe dir heute Abend Bescheid. Es kann etwas später werden, da ich zuvor meine Eltern besuchen werde. Geht das so für dich?

Kaum hat er den Sendeknopf betätigt, ärgert er sich. Warum hat er seine Eltern erwähnt? Das geht sie nichts an, oder besser: nichts mehr. Laura hatte zwar ein herzliches Verhältnis zu seinen Eltern, fühlte sich bei ihnen immer sehr wohl. Seine Eltern mochten sie, sie gehörte schon fast zur Familie. Dennoch: Es geht sie definitiv nichts mehr an.

»Danke, Andy, kein Problem. Grüße deine Eltern und deinen Bruder von mir!«, kommt schon eine Minute später zurück.

Wieder empfindet er eine Mischung aus Ärger und Traurigkeit. Er erträgt die alten Vertraulichkeiten nicht. Er will nichts mehr mit ihr zu tun haben. Er hätte ihr vorhin gleich absagen sollen, denkt er, als er deprimiert seine Wohnung verlässt, in sein Auto steigt und sich auf den Weg zu Stolberg macht.

Es ist ein strahlender Tag, und er müsste ihn zu genießen versuchen, wären da nicht der bevorstehende Anlass, die beiden ungeöffneten Briefe – und Laura.

Gegen seinen Willen lässt ihn ihre Mail während der Fahrt nicht los.

Wie kommt es eigentlich, dass *sie* ihn anfragt, anfragen darf? Wer hat ihr hierfür die Kompetenz verliehen – dem Anschein nach auch finanzielle, wenn sie alles zahlen wollen? Woher haben sie das Geld? Aber mehr noch: Wieso darf *sie* entscheiden, ob eine Premiere im Rossini unter Umständen abzusagen wäre?

Und warum denkt sie in diesem Zusammenhang an ihn, ihn in der Schweiz? Hat es vielleicht damit zu tun, dass er recht gut Italienisch spricht? Nachdem sie bei ihm eingezogen war, half sie ihm als ›Seconda‹ tatkräftig dabei, seine damals schon guten Italienischkenntnisse weiter zu verbessern. Er

hatte sie sich vor Jahren angeeignet, als er noch davon träumte, dereinst italienische Opern zu dirigieren.

Jetzt kommt die Villa Stolberg in Sicht.

Im Absender steht etwas von Theaterleitung, in der sie Assistentin sei – oder einen höheren Rang bekleide. Wie hat sie es denn geschafft, in diese Position zu kommen?

Abrupt geht Andreas vom Gaspedal.

Luciano De Donatis!, durchfährt es ihn.

Hinter ihm hupt es. Mit einer entschuldigenden Geste beschleunigt er wieder.

Luciano De Donatis. Er muss es gewesen sein, der Laura die Stelle in Pesaro verschafft hat.

Wie er diesen Mann hasst! ›DD‹, pflegt er sich auf Visitenkarten abzukürzen; der gefeierte Pianist, im gleichen Alter wie er, aber bereits an der Weltspitze angelangt. Schwimme außerdem in Geld. Ohne seine großzügige jährliche Spende wäre das HH längst eingegangen, munkelt man. Auch das noch. Haben die von David angedeuteten finanziellen Probleme der Musikakademie vielleicht mit dem DD zu tun?

Aber das Schlimmste ist – und deshalb wird er nie in seinem Leben nach Pesaro fahren:

Seinetwegen hat ihn Laura verlassen.

